Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 21

Artikel: J.U. Ramseiers Vogelbücher

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636976

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

keine gewaltigen Leistungen erwarten. Hiezu bedarf es der Zweihüllenboote, der Tauchboote. Sie tragen auch in der Mitte den runden, festgebauten Stahlleib, dem aber auf beiden Seiten die Wassertanks angebaut sind. Sie besitzen bedeutende Seetüchtigkeit, steigen schnell und sicher und machen heute viel von sich reden.

Ein rasches, unter tüchtiger Leitung stehendes Tauchboot bildet eine höchst gefährliche Waffe. Unbemerkt nähert es sich in der Tiefe von 4—8 Meter dem Gegner bis auf wenige Hundert Meter, und rennt ihm dann ein oder mehrere Torpedos in den Leib. Dabei folgt es gerne dem Vorbilde des erfahrenen Photographen und läßt bei seinem Angriffe die Sonne hinter sich stehen. Da stellt das scharf beleuchtete Schiff des Feindes ein flottes Ziel dar, auch erschwert der Sonnenglanz die Entdeckung des U-Bootes. Und vor den Blicken des Gegners mag sich der Räuber in Acht nehmen; denn er würde nicht mit der reinsten Liebe empfangen und darf sich auf den schärfsten Widerstand gefaßt machen. Ein höllisches Schnellfeuer aus den kleinen 7,5 Centimeter-Geschützen wird gegen den Angreifer losgelassen, so daß er gut tut, sich in der schützenden Tiefe zu halten. Darum sind auch die Periskoprohren in solch kleinen Dimensionen angefertigt, damit das U-Boot schwer erkenntlich sei, daher auch die graue Farbe und die geringe Höhe des Schiffsleibes über Wasser, damit das Tauchboot schon auf kleine Distanz unsichtbar werde.

Gefährlich kann einem U-Boote die Rammspitze der flinken Torpedobootzerstörer werden. Diese schnellen Jäger (sie machen in einer Viertelstunde 10—12 Kilometer) verfolgen das Boot und suchen es über den Haufen zu rennen. Da heißt es auf der Hut sein, scharf beobachten, rasch handeln. Der U-Bootkapitän steht am ersten Sehfernrohr und hält den Gegner unter Augen. Die Periskope lassen sich nach oben ausziehen bis zu 7 Meter Länge und sind drehbar. Der Spiegel am äußern Ende umfaßt ca. 52 Grad, also ein Siebentel der gesamten Oberfläche. Durch Linsen und Spiegel wirft er dem Leiter des Schiffes ein farbiges Bild von den Gegenständen auf eine matte schräge Mattglasscheibe und orientiert ihn so über alles, was oben vor sich geht. Bei allfällig notwendig werdender schärferer Beobachtung wird ein besonderes Okular eingeschaltet. Der Gegenstand erscheint dem Beobachter in gleicher Größe und in gleicher Entfernung, doch kommen auch Vergrößerungslinsen zur Verwendung.

Die brauchbarsten Periskope liefern ein ringförmiges Bild mit dem zu beobachtenden Gegenstand im Zentrum und der weitern Umgebung im Peripheriebilde. Ueber Wasser sieht man mit einem solchen gestielten Auge 5—6 Kilometer weit, unter Wasser nur wenige Meter.

Warum aber zwei Periskope vorhanden sind? Ganz einfach. An der andern Röhre steht der 1. Schiffsoffizier und sucht den übrigen Teil des Horizontes ab zur Sicherung gegen Ueberfälle von hinten oder von der Seite, indes der Kapitän den Angriff gegen den Feind oder den Rückzug vor einem Verfolger direkt beobachtet.

Das Hantieren in solch einem Seeungetüm gehört nicht gerade zu den höchsten Lebensgenüssen. Wohl sind die Offiziersräume neben Kojen, Klapptisch, Instrumentenkasten und Toilette selbst mit Sofa ausgestattet zur Ruhe nach dem nervenanstrengenden Dienste. Ich aber will lieber daheim bleiben ohne Kanapee, als in der grausigen Tiefe mit dem weichsten Sofa! Eine unerträgliche Hitze herrscht in dem engen Schiffsleibe, fetter Petroleum- und Oeldunst legt sich dir erstickend auf die Brust und raubt dir den Atem; auch magst du dich hüten vor dem Gespenst der Seekrankheit. Das Stampfen und Lärmen der Motoren — bei Ueberwasserfahrt treibt ein Petroleum-, bei Unterwasserfahrt ein elektrischer Motor das Boot —, das Donnern und Poltern des Wassers draußen an die eisernen Schiffswände übertönen die menschliche Stimme, so werden denn auch die Kommandos am elektrischen Signalapparate gegeben. Vorn im elektrisch matt erleuchteten Torpedoraume harren die halbnackten Gestalten der Blaujacken des Augenblicks, da ein rascher Hebeldruck wieder eines der unheimlichen Geschosse gegen den Feind schleudern soll. Das Kommando: Achtung, los! erscheint an der Tafel. Im Nu entwischt das Torpedo dem Ausstoßrohre, gurgelnd dringt das Wasser in die leere Kammerschleuse, aber bereits nach wenig Augenblicken steckt schon das zweite Geschoß im Rohre, bereit zu grauser Fahrt.

Sie sind zum Schrecken der See geworden, diese modernen Tauchboote, und im Vereine mit den Minen lähmen sie die Tätigkeit und Unternehmungslust der Panzerriesen und halten deren Führer und Besatzungen in beständiger ermüdender Nervenanspannung. Ein Kunstwerk stellt ein solches Unterwasserboot dar, ein Triumph der modernen Technik. Man bedauert aber bei aller Bewunderung doch, daß der Scharfsinn, der solche Gebilde schuf, nicht etwas Höherem zugute kam, nicht einem Werke des Friedens und der Volkswohlfahrt.

(Der Verfasser des obigen Aufsatzes hat ein kleines, außerordentlich instruktives und interessantes Büchlein „Allerlei Interessantes über Kriegsschiffe und Seekrieg" geschrieben — in jeder Buchhandlung erhältlich, Preis 50 Rp. — das wir unsern Lesern empfehlend in Erinnerung rufen möchten. Es orientiert in der angenehmsten Weise über die Begriffe des Seekrieges, über die heute jeder Zeitungsleser verfügen sollte. Die Red.)

J. U. Ramseiers Vogelbücher.*

„Wo sind die Schwalben geblieben?" Von Jahr zu Jahr mehren sich die Klagen über das Zurückbleiben der Wandervögel, insbesondere der munteren und geschickten Segler, die früher droben in der sommerlichen Himmelsbläue ihre Kreise zogen oder uns durch ihren Nestbau und ihren Fleiß beim Aetzen der Jungen erfreuten. Bald werden sie ganz verschwunden sein, wenn unsern südlichen Nachbarn nicht die Einsicht kommt, welch eines Verbrechens sie sich an der Natur zu schulden kommen lassen durch ihr gedanken- und fühlloses Vogelmorden.

Welch einen köstlichen Naturschatz wir an unsern nützlichen Singvögeln besitzen, das sagt uns so recht das dreibändige Vogelwerk J. U. Ramseyers, dieses ausgezeichneten Kenners der heimischen Vogelwelt. Seine drei Bücher werden uns zur Offenbarung einer Kleinwelt, die uns vorher zum größten Teil unbekannt und verschlossen war. Sie zeigen uns, wie wir ganz anders als wir es gewohnt sind, die Vögel beobachten und studieren sollten auf unseren sonntäglichen Spaziergängen. Wie reich ist die Welt dieser kleinen Geschöpfe und wie wenig wissen wir Durchschnittsmenschen von ihr! So können wir sozusagen ohne Erlebnis und ohne Ergebnis durch den Frühlingswald wandern, während der um die Geheimnisse der Natur Wissende jedes Geräusch, jeden Vogelruf zu deuten versteht und mit seinen Blicken durch das dichteste Blättergewirr zu dringen vermag, um hier einen Specht bei seiner Zimmerarbeit, dort einen Eichelhäher bei seiner Mördertat zu entdecken und Neues und Interessantes zu erleben auf Schritt und Tritt.

Freilich so leicht gibt die Natur ihre Geheimnisse nicht preis. Insbesondere das Leben und Treiben der Vögel will

* Unsere gefiederten Freunde. Freud und Leid der Vogelwelt. Geschildert von J. U. Ramseyer. Mit zahlreichen Farbentafeln und Zeichnungen von R. Münger und Math. Potterat. 3 Bde., geb. je Fr. 2.50. Verlag von A. Francke, Bern.

mit Fleiß und viel Geduld beobachtet und studiert sein. Es braucht eine besondere Methode zu diesem Studium. Ramseyer erzählt gerne davon, wie er seine Entdeckungen gemacht. Nicht jeder macht ihm das nach, geht zu allen Stunden und bei allem Wetter hinaus in den Wald, um ein scheues Waldvögelein beim Nestbau oder Kinderfüttern zu beobachten. Gewiß, das liest sich schöner als daß man es selbst probiert. Z. B. wie der Verfasser die Singdrossel studierte. Wir lassen ihm selbst das Wort und geben damit gleich eine Textprobe.

„Schon am ersten Sonntag meiner Frühlingsferien begab ich mich mit meinem Fernrohr zum Gebüsche, wo ich vor zwei Jahren das Drosselnest gefunden hatte. Fast an gleicher Stelle fand ich wieder ein angefangenes Nest. Mannshoch im dichtesten Gebüsche, das kaum zu durchdringen war, lag es auf einer Astverzweigung. Die Topfwandung fehlte noch. Während ich die Nestanlage näher betrachtete, sah ich, wie wohlbedacht es angelegt war. Trotz der dichten Gebüsche ringsum strahlte die Sonne durch eine Lücke recht warm auf das Nest. Das Männchen sang auf hohem Tanngipfel; vom Weibchen bemerkte ich nichts.

Am nächsten Sonntag war schon ein Stück der Innenwand mit einem bräunlichen Stoffe, wie mit „Besenwurf", ausgemörtelt.

Die Nachtigall erhält vom Waldengel Gesangsunterricht.

Rasch erkletterte ich eine große Tanne, von wo ich mit meinem Fernrohr scharf in das Nest sah. Kaum hatte

Aha, der Kuckuck ruft!

ich mich auf dem ungemütlichen Sitze etwas fest gesiedelt, erschien das Drosselweibchen mit einem großen Schnabel voll Baumaterial, den es in die Innenwandung des Nestes mit der Längsseite des Schnabels eindrückte. Nachdem das geschehen, flog es zu einem alten, morschen Tannstumpfe (Stock), hackte daran den Schnabel voll und flog wieder zum Neste. Jeder Schnabel voll Holzmörtel wurde mit der Schnabelspitze in die Nestwand eingedrückt und nachher mit der Längsseite des Schnabels wieder glattgestrichen. Mehr konnte ich nicht sehen. Das Männchen half nicht bauen; meistens sang es hoch oben auf einer Tanne, kam dann auf Augenblicke wohl zum Neste herab, kauerte, gleichsam die Kunstfertigkeit seines Weibchens bewundernd, auf ein Zweiglein, oder brachte ihm etwas zum Schnabulieren. Seine Besuche schienen das Weibchen nicht weniger zu freuen, als die entzückenden Melodien, auf die es oft, seine Kinderstubenarbeit unterbrechend, mit kurzer Selbstvergessenheit zu lauschen schien.

Obschon das Weibchen während meiner Beobachtungszeit manchen Schnabel voll Mörtel in das Nest getragen hatte, bemerkte ich doch fast keinen Fortschritt in der Nesthöhle. Welche Summe von Arbeit und welche Geduld liegt doch so in einem Nestchen!

Nach zwei Tagen regnete es. Wir konnten nicht Kartoffeln setzen; so nahm ich denn unsern großen, einzigen Regenschirm, den wir bei Regenwetter zum Flachsjäten brauchten und unter welchem vier Personen Platz hatten und ging zum Drosselneste.

Es war fertig ausgemörtelt, aber die Politur und Glasur der Innenwand kaum angefangen. Auf die Ausführung dieser Arbeit war ich am meisten gespannt. Unter meinem baumwollenen Himmel glaubte ich, das Rätsel ergründen zu können; allein das trommelnde Geräusch der auf den aufgespannten Schirm fallenden Regentropfen mochten der Baukünstlerin weniger gut gefallen, als der bestrickende Gesang ihres Eheherrn. Sie blieb weg. So faltete ich denn das baumwollene Himmelszelt zusammen, versteckte es und kletterte wieder auf meinen frühern Spähersitz auf der Tanne. . . .

Nach einer langen, nassen Wartestunde erschien endlich die Baukünstlerin auf dem Bauplatz. Sie drückte rasch mit dem Schnabel an ihrer Oeldrüse über dem Schwanze und ölte mit großer Umständlichkeit ihre Flügel, dann namentlich die Brust- und auch die Rückenfedern ein. Nun flog sie auf ein lehmiges Weggeleise, füllte den Schnabel mit Lehmbrei, flog damit zum Neste, setzte sich hinein und entleerte den Schnabel auf den Nestrand. Von diesem Brei nahm sie etwas in den Schnabel, vermengte ihn gut mit ihrem Speichel und strich die Masse am gewünschten Orte auf. Dann senkte sie die Brust bis auf den Boden des Nestes und bestrich langsam aufwärtsfahrend mit ihren geölten Brustfedern den Mörtel bis er glänzte. An einem einzigen Schnabel voll Lehm hatte die Unermüdliche fast eine Viertelstunde lang poliert! Denn diese Politur wird ziemlich dick und sehr gleichmäßig aufgetragen.

So wurde mir nun das Rätsel, wie der Vogel ohne Drehscheibe einen so schönen Topf formen konnte, wie der meine auf dem Küchenschranke, gelöst, und obendrein kriegte ich gratis den nichtsnutzigsten Katarrh dazu, der mich lange für meine Beobachtunglust plagte.

Seither habe ich den Vogel noch öfter in weniger mißlichen Umständen bauen sehen und auch gefunden, daß er im Hintelwalde, am Abhange des Napfes und am Rheinfall ganz gleich verfährt. Eine Verbesserung der Baukunst ist bei den Vöglen ein überwundener Standpunkt. Da sie während ihrer Studienzeit von keinem Katzenjammer heimgesucht werden, erfassen sie die Baukunst so gründlich, daß eine Verbesserung ausgeschlossen ist.

Welch großes Unglück bedeutet es für ein Vögelchen, wenn ihm seine Wiege, die mit soviel Kunst und Mühe hergestellt wurde, zerstört wird! Es scheint unmöglich, daß es noch von Menschen auf mutwillige Weise geschehen könnte! Aber — — —"

Ein andermal kroch der Verfasser durch das tropfnasse Gebüsch, um das köstliche Schauspiel zu genießen, wie die Singdrossel ihre Jungen badet und zwar im Nestchen, das sich beim Regen mit Wasser füllt und dann durch Neigen des Randes wieder entleert wird.

Da Ramseyer seine Vogelbücher für die Schule und die Kinder schreibt, hat er die unterhaltliche und leichtfaßliche Form der Erzählung als Darstellungsform gewählt. Die Vögel treten gelegentlich selbst handelnd und redend auf wie im Märchen; dabei aber bleibt der Verfasser immer bei der Wirklichkeit und erfindet nichts Unnötiges dazu. Ramseyer ist ein vorzüglicher Erzähler. Seine Bücher sind nicht nur für Kinder, sondern auch für Erwachsene geschrieben.

Die drei Bände sind außerordentlich vornehm ausgestattet. Math. Potterat hat sich mit großem Fleiß in der Vogelwelt umgetan und als Zeichnerin ihr Bestes gegeben. Auch Rud. Münger hat mitgearbeitet; er hat dem Buche durch eingestreute Zeichnungen da und dort eine besonders reizvolle, poetische Note verliehen. (Siehe unsere Illustrationen.) Wir möchten „Unsere gefiederten Freunde" allen Eltern aufs wärmste empfehlen, zum Selbststudium sowohl wie als unterhaltliche und gewinnbringende Lektüre für ihre Kinder.

Die Brücke.

Skizze von Ernst Bütikofer, Biel.

Hoch über dem Fluß liegt die kleine Stadt. Der Talkessel hat sie längst erheblich an der Ausdehnung gehindert. Auf dem andern Ufer dagegen ist aber noch eine unbegrenzte Ausdehnungsmöglichkeit vorhanden, dort auf dem noch unbebauten Terrain der Nachbargemeinde. Doch der Weg dorthin ist mühsam. In großen Kehren senkt sich die breite Landstraße bis dicht über den Fluß und steigt am andern Ufer in noch größern Kehren wieder empor.

Ja, wenn eine Hochbrücke das Tal überspannen würde und man ebenen Weges in wenigen Minuten hinüber gelangen könnte! Doch, es ist keine da. Der Bau wäre natürlich in unserem Zeitalter möglich. Die Brücke wird auch lebhaft ersehnt. Schon von mehr als zehn Jahren wurde eifrig von der kommenden Brücke gesprochen. Projekte wurden ausgearbeitet, Kostenberechnungen aufgestellt, Pläne gemacht. Doch die Pläne blieben auf dem Papier. Es gesellten sich sogar noch einige dazu. Ansichtskarten wurden verkauft, worauf schon die das Stadtbild verbessernde und verunzierende Brücke der Zukunft abgebildet war. Aber die Technik hätte schon Mittel und Wege gefunden, um ihr Werk dem Heimatschutz anzupassen. Die Kosten sind freilich groß. Eine Million soll der Bau verschlingen. Doch eine Million ist kein unmögliches Ding. Staat und Gemeinden unterstützen ja solche öffentliche Bauten und am Ende läßt sich ein Anleihen auftreiben. Sollten alle Stricke reißen, bleibt schließlich noch die Lotterie übrig! Warum nicht? Ist eine Brücke nicht mindestens ein so gemeinnütziges Werk wie ein Theater oder ein Saalbau?

Also, das Geld ist kein unüberwindliches Hindernis und die Technik kann dem Schutz des charakteristischen Stadtbildes Rechnung tragen. Also los! Oh nein, die Brücke wird trotzdem nicht gebaut! Ich weiß, warum. Es fehlt an einer andern, unsichtbaren Brücke. Diese soll die Kluft zwischen persönlichen Interessen und den Bedürfnissen der Allgemeinheit überspannen. Die unsichtbare Brücke ist leider noch nicht geschlagen und vorher kann kaum an den Bau der stolzen, sichtbaren Brücke gedacht werden. Die geistige Brücke kostet keine Million, nicht einmal einen lumpigen Franken, nur etwas guten Willen. Aber dieser gute Wille ist merkwürdigerweise teurer als die Million!

Die Häuser- und Grundbesitzer der Stadt befürchten nach dem Bau der Brücke eine Reduktion der Mietzinse und eine teilweise Entwertung der Liegenschaften. Sie ziehen deshalb die Sache nach Kräften in die Länge und konnten dadurch bis heute den Bau verhindern. Sie sehen nicht die armen Pferde, die die schweren Lasten nur mühsam den Berg hinauf zu ziehen vermögen. Sie sehen nicht die alten Leute, die keuchend den steilen Weg ersteigen. Sie sehen auch nicht die große Schar der Arbeiter, die durch die Wohnungsverhältnisse der Stadt längst zur Uebersiedelung in die Nachbargemeinde gezwungen wurden und denen der unbequeme Weg die ohnehin kleine Mittagspause noch verkürzt. Sie sehen nur den fast alle Jahre größer werdenden Mietertrag ihrer Häuser und die steigernde Wertzunahme der Liegenschaften!

Die Kluft zwischen den privaten und den allgemeinen Interessen ist größer als die, welche der Fluß geschaffen hat. Letztere läßt sich mit einer Million überbrücken. Aber die Million ist machtlos gegenüber der viel teurern geistigen Brücke, die noch geschlagen werden muß. Wann wird dies geschehen? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß es vor der unsichtbaren keine sichtbare, stolze Brücke geben wird.